

Die Folge davon ist, daß auf der Reede von Bad Salzig oberhalb Boppards 200 Fahrzeuge mit 59 723 t Ladegut festliegen. In endloser Kette reiht sich Schiffsrumpf an Schiffsrumpf, und an den Ruheplätzen Oberlachenstein, Wallersheim, Bendorf-Engers, Neuwied und Andernach sieht es nicht anders aus. Die Laderäume sind schon monatelang unter Verschluss.

Jupp Schwarz hat der Baseler Rhein-Schiffahrts-AG. klarzumachen versucht, was man zur Rettung dieser Kähne tun müsse, damit sie nicht endgültig auf Grund liegen bleiben: Er will sie durch Motorschiffe entladen und an tiefere Stellen schleppen lassen. „Wenn Niederschläge kommen, werden sie der Jahreszeit entsprechend als Schnee kommen, und das bedeutet: Winter“, erläuterte er seinen Schweizer Geschäftspartnern die Situation. „Bei dem niedrigen Wasserstand tritt schon bei wenigen Kältegraden Treibeis auf, und die Katastrophe ist da.“

In den Büchern in Jupp Schwarzens Kontor kann man lesen, daß im August noch 800 000 t bergwärts gingen, im Oktober wird die 100 000 t-Grenze kaum erreicht werden. Ein Kahn ist von Rotterdam nach Basel normalerweise 3 Wochen unterwegs, jetzt dauert es bis zu 80 Tagen, wenn er überhaupt durchkommt.

Daß im französischen und süddeutschen Rhein-Gebiet das Benzin knapp wird, ist eine erste Folge des knappen Wassers. Die einzigen, die sich über den gesunkenen Wasserspiegel freuen, sind die Brückenbauer: Sie können jetzt endlich die Brücken bei Engers und Neuwied an den Fundamenten begucken.

Zuviel ist-geschehen

Heim nach Palästina

In häßlicher Saal mit Zuglufttendenz in einem düsteren Hinterhaus Berlin W nahm die 150 Delegierten der Arbeitsgemeinschaft der jüdischen Gemeinden in Deutschland auf. Rissiges Parkett und wacklige Gartentische zeugten von der Unterstützung des Berliner Magistrats. Blau-weiße Fahnen mit dem Stern Davids und kleine Blumenkörbe sollten die Nüchternheit des Raumes soweit als möglich auflockern.

Es war die zweite Tagung der Arbeitsgemeinschaft. Sie will die Zusammenarbeit aller Juden in Deutschland fördern. Drei Probleme standen in Berlin zur Debatte: Wiedergutmachung, Sozialbetreuung und die Stellung der Juden in Deutschland. Doch nur zur offiziellen Eröffnung war Publizität erwünscht.

22 Redner traten nacheinander auf das knarrende Podium. Am Anfang stand die feierliche Ansprache des Berliner Rabbiners M. L. Munk, eines kräftigen Mannes mit schwarzglänzendem Vollbart und scharfen Brillengläsern: „Wir wollen das ewige Licht zum Gedenken der 6 Millionen Märtyrer entzünden!“

Berlins ständiger Festredner, Bürgermeister Dr. Ferdinand Friedensburg, war in gravitätischem schwarzen Mantel erschienen, um seine Berliner vom Vorwurf des Antisemitismus zu reinigen. Sich selbst hatte er nichts vorzuwerfen. Er betonte das nachdrücklich: „... da bei mir von jeher ein Gefühl echter, tiefer Zusammengehörigkeit mit den jüdischen Mitbürgern bestanden hat!“

Dann kamen schmeichelnde Worte: „Ich, als deutscher Staatsmann, sage Ihnen, wie sehnsüchtig wir Deutschen ausschauen nach Ihrer Hilfe, da wir von der Mitarbeit der jüdischen Freunde viel erwarten.“ Ungläubiges Staunen überzog die Gesichter der ehemals Verfolgten. Friedens-

burg bat weiter: „Aber seien Sie geduldig und nachsichtig gegenüber der deutschen Bevölkerung.“ Bei dem weitaus größten Teil der Deutschen sei doch der herzliche Wille zum Wiedergutmachen vorhanden. Die Delegierten dachten an die Grabmalerschändungen auf den verwahrlosten jüdischen Friedhöfen im Norden Berlins, zu denen der Magistrat geschwiegen hatte.

Der 13. Redner wurde besonders bejubelt: ein mittelgroßer Mann im grauen Maßanzug mit randloser Brille im faltigen Gesicht. Clays Berater in Judenfragen, Judge Levinthal. Mit einem verwaisten Lächeln: „Ich sehe sehnsüchtig der Zeit entgegen, wo auf palästinensischem Boden ein Zentrum jüdischen Lebens entstehen möge, daß wir nicht weiterhin wie Diebe in der Nacht dorthin schleichen müssen.“

Der Schatten der Exodus-Juden lag über den Delegierten. Der Lübecker Norbert Wollheim nannte das schwere Wort „Exodus“ als erster: „Wir konnten wenig



Für gleiches Recht mit Allverten: Levinthal (2. v. l.), Wollheim (r.), Munk (2. v. r.)

tun gegen die grausame Entscheidung der englischen Regierung.“

Dann fiel sein Blick auf den leeren Stuhl, auf dem bis vor kurzem Ferdinand Friedensburg ausgeharrt hatte: „Zuviel ist geschehen, auch in dieser Stadt. Wo sind die jüdischen Menschen geblieben?“ Das Echo war Trauer und gesenkte Köpfe.

Den Finger ausstreckend auf den leeren Stuhl vor der Bühne, klagte Norbert Wollheim den Opportunismus der bürgerlichen Politiker an. „Deutschland ist das klassische Land der jüdischen Heimatlosigkeit! Auf den Massengräbern läßt sich keine neue jüdische Gemeinde aufbauen. Wir wollen heim nach Palästina.“

„Die Juden in Deutschland wollen mehr sein als Päckchenempfängerjuden“, hatte Hans Lamm von der American News Conference ironisch gemeint. Am dritten Tag forderte man darum in einer Resolution die Gleichstellung von Mitgliedern jüdischer Gemeinden in Deutschland mit Angehörigen der Vereinten Nationen.

„Die Deutschen sind weiter judenfeindlich“, war die Grundstimmung. Das Problem des deutschen Antisemitismus hänge eng mit der Entnazifizierung zusammen. Je milder sie gehandhabt werde, desto fester sei der Judenhaß verwurzelt.

Vieh-Verschickung

Schrumm - schrumm - tralala

Hohenstein, eine kleine Bauerngemeinde im Lande Mecklenburg, hat seinen großen Tag. Der Landesvorsitzende der SED, Landtagspräsident Carl Moltmann, war zur Ueberreichung der Einheitspartei-Erntekrone gekommen. Das Dorf war eines der zehn im Lande Mecklenburg, die ihr Ablieferungssoll am gründlichsten erfüllt haben.

Carl Moltmann wußte in seiner Ansprache den Grund dafür zu nennen: die Gemeindeglieder seien fast ausnahmslos in der SED organisiert und könnten „dadurch einen großen Geist des Verantwortungsbewußtseins und der gegenseitigen Hilfe aufbringen.“ Er übergab den Hohensteinern als Prämie der SED eine Drillmaschine und zwei Pflüge.

Die Einheitssozialisten waren nicht die einzigen, die Prämien ausgesetzt hatten.

CDU, LDP, FDGB, Kulturbund, Industrie- und Handelskammer und der Ministerpräsident hatten ihrerseits Zuchtsauen, Landmaschinen, Schnaps, Kunstdünger und Ledersohlen gestiftet, um der mecklenburgischen Landwirtschaft erhöhte Anreize zu bieten.

Die Schweriner SED-„Landeszeitung“ brachte von den Erntedankfeiern in den mit diesen Prämien bedachten Orten farbige Schilderungen: „Statt des gleichförmigen Gesanges der Dreschmaschinen klang uns schon am Eingang des Dorfes ein fröhliches Schrumm — Schrumm — Tralala entgegen. Bauer Klaas nimmt sein Kathrinchen am Arm: ‚Wir haben oft bis in die späte Nacht hinein gearbeitet. Nun wollen wir fröhlich sein auch einmal bis in die späte Nacht hinein!‘ Die Bauerin zupft ihr Kleid zurecht: ‚Klaas, Du alter Schwerenöter!‘ Dann wiegen sie sich im Polkaschritt auf dem Parkett. ‚Wollen heut' fröhlich sein, wir Bauern von Raguth, das tut uns allen gut!‘ Allerorten feierte Mecklenburgs volksverbundene Prominenz mit dem fröhlichen Landvolk Erntedank. Erst spät in der Nacht fuhr sie nach Hause.

„Unsere Bauern stehen ununterbrochen im Blickfeld des allgemeinen Interesses,

seitdem unter den Schlägen der Sensen die ersten Ähren der neuen Ernte fielen“, heißt es in einem Leitartikel des SED-Blattes. Demgemäß widmet das Organ seine Spalten vornehmlich landwirtschaftlichen Themen. In Schlagzeilen und längeren Artikeln werden diejenigen Orte gefeiert, die mit der Erfüllung des Ablieferungsolls an der Spitze liegen, während Säumige an den Pranger gestellt werden.

Des Futtermangels wegen haben Sachsen, Thüringen und Sachsen-Anhalt 30 000 Stück Rindvieh nach Mecklenburg in Pension gegeben. Solange hier noch genügend Futterreserven vorhanden sind, soll kein Vieh in der Ostzone unnötig abgeschlachtet werden. In den südlichen Ländern der Zone habe die Heuernte der großen Trockenheit wegen nur 30 bis 35 Prozent des normalen Ertrages gebracht, begründete die Zentralverwaltung für Land- und Forstwirtschaft die Viehverschickung. Falls sich bis zum kommenden Jahr die Futterlage im Süden nicht gebessert habe, sollen die Rindviehpensionäre im Norden versteigert werden.

Landwirtschaftsminister Otto Möller schrieb in der „Landeszeitung“ des längeren über die mecklenburgische Ernte. Zahlen anzugeben vermied er. Sie habe höher gelegen als im Vorjahr. In erster Linie, sei das auf die erfolgreiche Bodenreform zurückzuführen.

Weiter hielten in der „Landeszeitung“ war eine der Notizen zu lesen, die regelmäßig gedruckt werden: Mehrere Bauern wurden wegen Sabotage mit Gefängnis bestraft, weil sie nicht genügend abgeliefert hatten.

Krüger-Depesche

Kein Handtuch im Savoy-Motel

Mit einem Dementi begann Brigitte Krüger ihre journalistische Tätigkeit in London für die Zeitungsleser in Deutschland. Die Londoner hatten von einem Telefongespräch zwischen Bevin und Sir William Strang, der die britische Delegation auf der Washingtoner Konferenz über die Verteilung der Besatzungskosten leitet, berichtet. Brigitte dementierte: Bevin telefonierte nicht mit Strang.

Als erster deutscher Auslandskorrespondent darf Brigitte Krüger vom Deutschen Pressedienst England abgrasen. Sie ist nicht das erstmal in England. 1934 und 1935 erwarb sie sich als Erzieherin in Oxford ihre ausgezeichneten Sprachkenntnisse. 1938 war sie noch einmal besuchsweise in London.

Im Oktober 1947 war sie, noch keine Stunde drüben, als sich ihr auch schon ihre englischen Kollegen an die Fersen hefteten und sie ausquetschten.

Die erste Frage an die zierliche Reporterin mit jugendlich-lebhaftem Wesen war: „Wie groß sind Sie?“ Den neugierigen Reportern von der Weltpresse kam diese Frage unwillkürlich beim Anblick von Brigittes Begleiter, dem baumlangen Direktor Hans Melchers, der sie nach London begleitete, um ihr die steinigen Wege zu den Nachrichtenquellen ein wenig zu ebnen. Als ihre englischen Kollegen noch wissen wollten, wie alt sie sei, lenkte Fräulein Krüger das Gespräch auf fachliche Dinge.

Bei einem frugalen Mahl im Londoner Savoy-Hotel beklagte sich Brigitte Krüger bei Rhona Churchill von der „Daily Mail“, daß sie in ihrem Hotelzimmer kein Handtuch habe. Bisher habe sie geglaubt, so etwas sei nur in Deutschland möglich. Außerdem findet sie die Preise in England schrecklich hoch. Ihr Zimmer bei Mrs. Stephan in London kostet pro Woche zwei Pfund und zehn Schilling.



„Daß jeder Deutsche sie versteht“
Brigitte Krüger möchte keine Fehler

Mit heller, durchdringender Stimme, impulsiven Handbewegungen und lebhaftem Mienspiel erzählt sie, daß sie es als ihre Mission ansieht, die politischen Ereignisse Englands so zu schildern, daß jeder Deutsche sie versteht.

Brigitte Krüger hat den Deutschen Pressedienst im Lande Nordrhein-Westfalen aufgebaut. Ihre Kollegen rühmen ihre angeborene Geschicklichkeit, Schwierigkeiten zu Leibe zu gehen. So leicht läßt kein Politiker sie unverrichteterdinge wieder abziehen.

Auf die Frage, wie sie es sich erkläre, daß ausgerechnet sie als Frau nach London gekommen sei, antwortet sie: „Es gibt sicher viele deutsche Journalisten, die erfahrener sind als ich, aber sie machten alle den Fehler, in Hitlers Partei einzutreten.“



Der Schreck ist überstanden
Frau Bormann war arglos

Hilfe! Einschalten!

Meine Braut kommt gleich

Mit einem schnellen Blick streifte Peter Bartsch die Hausnummer, ehe er die Tür zum Juweliergeschäft Goldemann an den Hamburger Colonnaden öffnete. Der große, schlanke Fünfundzwanziger bat selbstsicher, den Smaragd-Schleifenring mit Brillanten in Platin-Weißgoldfassung sehen zu dürfen, der das wertvollste Stück der Export-Messe in Hannover gewesen ist.

„Können sich das denn viele Deutsche leisten?“ hatte Lord Pakenham die Goldemannsche Stand-Dame gefragt, als er die Messe besichtigte. „Nur sehr wenige, aber sicher ein Lord Pakenham“, hatte sie geantwortet. Der Lord hatte gelächelt und ein Autogramm gegeben. 150 000 Mark ist der Ring wert.

Auch Peter Bartsch hatte das Schmuckstück bewundert. Seit er als „Volksdeutscher“ aus Kroatien nach Deutschland gekommen war, schlug er sich mit kleinen Einbrüchen, Diebstählen und Schwarzhandel durchs Leben. Jetzt wollte er seinen großen Coup starten.

Die kleine Verkäuferin, Frau Bormann, im Juwelengeschäft Goldemann war arglos, als er den Ring zu sehen verlangte.

„Der ist unter Verschluss“, bedauerte sie. Aber zwei Brillantbroschen für 100 000 Mark konnte sie Peter Bartsch zeigen. Lässig zog der eine Lupe aus der Tasche. „Ich werde noch einmal mit meiner Braut wiederkommen, damit sie sich selbst entscheiden kann.“

Zwei Tage später stand der Schwarze mittags wieder vor der Verkäuferin. „Meine Braut kommt gleich“, erklärte er. Wieder hob er die Lupe ans Auge: „Wenn Sie mit dem Preis heruntergehen, nehme ich beide Broschen.“ Darüber konnte man sprechen, meinte Frau Bormann.

Plötzlich hat sie einen Revolver auf der Brust: „Unternehmen Sie nichts! Es hat keinen Zweck mehr!“ sagt Peter Bartsch und steckt die Broschen ein. „Hilfe! Einschalten!“ schreit Frau Bormann. Ihre Kollegin drückt auf den Alarmknopf. Eine Sirene heult auf. Dreißig Angestellte stürzen aus den Werkstätten. Der Funker eines Polizei-Radio-Streifenwagens fängt den Notruf aus dem Juweliergeschäft auf und rast zu Goldemann.

Wild um sichfeuernd versucht Peter Bartsch, auf die Straße zu kommen. Draußen läuft er zwei Polizisten in die Arme. Er knallt eine Passantin nieder. Lebensgefährlicher Lungensteckschuß. Zwei Polizeistöße sausen auf ihn ein, bis er ächzend zu Boden sinkt. Der 27jährige Polizist Richard Nietz kniet auf ihm nieder und will ihm den Revolver entreißen. Er wird durch einen Bauchschuß getötet, das vierzehnte Todesopfer der Hamburger Polizei seit der Kapitulation*). Sein Kollege erhält einen Streifschuß.

Der Polizei-Radio-Streifenwagen rast heran. Peter Bartsch versucht, ein Reservemagazin in seinen Revolver einzusetzen. Nur mit Mühe können die Beamten den Blutüberströmten aufgebracht Passanten entreißen und ihm Handschellen umlegen. „Wild-West“, sagt ein alter Bettler, schüttelt seinen Kopf und hält den Hut hin.

Das Goldemannsche Juwelengeschäft trägt die Hausnummer 13.

*) „Hätten wir mehr Waffen, würden wir mit dem Gesindel schon aufräumen“, seufzte Hamburgs Polizeichef Oberst Georges. Mil-Gov. ist nicht für mehr Waffen. Die Polizisten sind durchweg sehr jung. „Sie kommen fast alle, aus der HJ“, meint Intelligence Service.